

ZfSÖ

ZEITSCHRIFT FÜR SOZIALÖKONOMIE

- Max Danzmann **3** Die Endlagerinstrumente der Europäischen Zentralbank vor dem Bundesverfassungsgericht und dem Europäischen Gerichtshof
- Dieter Suhr † **12** Brauchen wir eine neue Geldordnung?
23 Stabile Währung durch Haltegebühr auf Geld
- Eckhard Behrens **26** Der Euro-Leitzins ist nicht konjunkturgerecht
- Abdelaali El Maghraoui **28** Grundlagen des islamischen Wirtschaftsdenkens – Eine Einführung
- Edoardo Beretta **41** Dollar, Sucre und die Suche nach einer gerechten Weltwährungsordnung
- Helmut Woll **49** Leopold Kohr – Wachstumskritiker der ersten Stunde
- Hans-Günter Wagner **57** Bioökonomie – Über die Pervertierung eines grünen Paradigmas
69 Berichte – Bücher – Veranstaltung
87 56. Mündener Gespräche in der Reinhardswaldschule in Fuldata

Brauchen wir eine neue Geldordnung?

Von den Auswirkungen des Geldwesens auf Wirtschaft und Umwelt *

Dieter Suhr †

1 Zum Thema

1.1 Keine Geldrevolution

Das Thema meines Vortrages könnte Ängste auslösen: Eine „neue Geldordnung“ lässt die Beseitigung der alten fürchten, also Verunsicherung. Verunsicherung bewirkt regelmäßig Verängstigung und Ablehnung. Ich kann Sie jedoch beruhigen: Wenn meine Überlegungen stimmen sollten und wenn die daraus herzuleitenden kleinen Veränderungen bedachtsam eingeführt werden, steht gerade keine Geldrevolution ins Haus, sondern wir können etwas ruhiger und erwartungssicherer in die Zukunft schauen. Eine Geld- und Währungskrise oder weitere wirtschaftliche Unsicherheiten kommen vielmehr eher dann auf uns zu, wenn wir nichts unternehmen. Vor allem aber: Die kleinen Änderungen, auf die es ankommt, würden den geschäftlichen Alltag zunächst kaum verändern. Nur Kredite würden billiger. Bloß weil sich das dann langfristig nachhaltig segensreich auswirkt, darf überhaupt bei dem, was ich zu sagen habe, etwas hochstaplerisch von einer „neuen Geldordnung“ die Rede sein.

* Am 28. August 1990 kam der Augsburger Rechtsphilosoph Prof. Dr. Dieter Suhr durch einen tragischen Unfall ums Leben. Anlässlich seines 25. Todestags erschien in der 184./185. Ausgabe der „Zeitschrift für Sozialökonomie“ ein Nachdruck seines Aufsatzes „Gerechtes Geld“ aus dem „Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie“ Nr. 3/1983. Um nochmals an Prof. Dr. Dieter Suhr zu erinnern, veröffentlichen wir mit der freundlichen Erlaubnis seiner Frau Marianne Suhr das nachfolgende Vortragsmanuskript aus dem Jahr 1984, das damals unveröffentlicht blieb.

1.2 „Monetaristische“ Sichtweise

Unter Fachökonomern gibt es einen alten Streit darum, ob das Geld in der Wirtschaft nur die Austausch- und Kalkulationsvorgänge erleichtert, sonst aber keinerlei problematische Wirkungen zeitigt (sich also „neutral“ verhält), oder ob es die Austauschvorgänge und Preisgefüge verzerrt, dadurch Ungleichgewichtigkeiten hervorbringt und Krisen auslöst. Im ersten Fall hat man es mit dem berühmten aber harmlosen „Geldschleier“ zu tun, der sich über die Wirtschaft breitet, ohne sie zu beeinflussen. Im zweiten Fall spielt das Geld eine entscheidende Rolle in Bezug auf das wirtschaftliche Gleichgewicht, auf Konjunkturen und auf Krisen: „Money matters!“

Wer davon überzeugt ist, dass das Geld entscheidende Einflüsse auf Wirtschaftsabläufe hat, sei es wegen der jeweiligen Geldmenge, sei es wegen bestimmter Geldeigenschaften, der denkt „monetaristisch“. Ich denke monetaristisch. Aber mein Monetarismus unterscheidet sich von dem der Chicagoer Schule, die sich vor allem für die Geldmenge und deren Wirkungsgrad interessiert, dadurch, dass für mich vor allem die Strukturen und Eigenschaften des Geldes selbst eine ebenso entscheidende Rolle spielen wie die Geldmenge.

1.3 Themabeschränkung auf Eigenschaften und Strukturen des Geldes

Die Frage meines Themas nach der „neuen Geldordnung“ umfasst Probleme, die meine Möglichkeiten und erst recht den Rahmen eines Vortrages sprengen. Dazu gehört z.B. die Tatsache, dass der größere Teil des Geldes, mit dem die

Wirtschaft arbeitet, gar kein staatliches Geld ist, wie wir es in Form von Münzen und Banknoten kennen, sondern Privatgeld der Geschäftsbanken: Kontengeld, Sichtguthaben, Dispositionsspielräume auf Girokonten, Giralgeld. Die Geschäftsbanken schaffen dieses Geld, wie Geldtheoretiker es selbst ausdrücken, „aus dem Nichts“ durch bestimmte Kredit- und Buchungsvorgänge. Dieses Privatgeld bereitet der Währungspolitik einige Schwierigkeiten, aber es wird mit geld- und währungstechnischen Mitteln noch ganz gut unter Kontrolle gehalten, jedenfalls auf nationaler, innerstaatlicher Ebene.

So aber, wie es Billigflaggenländer für das internationale Reedereigeschäft gibt, unter deren Flagge z. B. Großtanker mit einem Minimum von Vorschriften, Staatsaufsicht und Kosten ihre Profite einfahren können, so gibt es seit etwa zwei Jahrzehnten Billigflaggenländer für das internationale Bankgeschäft, in denen Banken unter einem Minimum von Vorschriften und Staatsaufsicht, also auch mit einem Minimum von Kosten, ihre Kredit- und Geldherstellungsgeschäfte betreiben können. Das ist der Bereich der Euro-Devisen, der Bereich der Xeno-Märkte. „Xeno“-Märkte: Das sind „Fremd“-Märkte, weil es sich jeweils um Dollarguthaben außerhalb der USA, also in Nicht-Dollar-Ländern handelt, sowie etwa um DM-Guthaben in Nicht-DM-Ländern und um Frankenguthaben in Nicht-Franken-Ländern.

Was sich auf diesen Märkten in Höhe von Billionenbeträgen abspielt, sprengt das Vorstellungsvermögen nicht nur des einfachen Bürgers, sondern offenbar auch von Wirtschaftsjournalisten. Denn wenn nicht gerade einer der wenigen redebereiten Kenner zu Wort kommt, erfährt man kaum etwas von dem, was sich hinter dem Horizont des normalen geld- und wirtschaftspolitischen Wahrnehmungskreises auf den Xeno-Märkten tut. Das zur Zeit wohl heikelste und brisanteste Stück des Weltwährungsgeschehens ist auch das unbekannteste, und statt von Weltwährungsordnung oder gar „Weltwährungsverfassung“ muss man viel eher von Weltwährungsfreistil sprechen.

Wie man der Privatgeldherstellung (und -vernichtung) der Geschäftsbanken mit monetären Techniken beikommen kann, ist längst bekannt.

Schon in den 1930er Jahren haben Irving Fisher und in neuerer Zeit hat kein geringerer als der Papst der heutigen Monetaristen, Milton Friedman, dafür die sog. 100%-Money-Regel empfohlen. Doch das Thema scheint politisch so heikel zu sein, dass es lange verdrängt und verschwiegen wurde und erst heute im Hinblick auf die Probleme der Xeno-Märkte wieder in Erinnerung zu kommen scheint. Ich aber möchte mich mit diesen Fragen heute gerade nicht befassen. Mir geht es um eine andere Problematik, die mit den Eigenschaften und der Struktur unseres heutigen Geldes zusammenhängt. Es gilt, Strukturmängel des Geldes aufzudecken. Dann stellt sich die Frage: Kann man, wie die Chemiker heute „Werkstoffe nach Bedarf und Maß“ synthetisieren, auch ein Geld nach idealen Maßen konzipieren und einrichten, das zwar alle segensreichen Eigenschaften unseres überlieferten Geldes besitzt, die verdeckten, aber tiefgreifenden Mängel jedoch nicht aufweist?

2 Von den Symptomen zur Ursache

2.1 Massenarbeitslosigkeit und ungedeckter Bedarf

Bei uns und andernorts wollen Millionen von arbeitslosen Menschen Beschäftigung und finden keine: eine ungeheure Reserve an menschlicher Leistungsfähigkeit, ein ungeheures Leistungsangebot! Gibt es denn auf der Welt wirklich nicht mehr zu tun? Sind alle Wünsche schon erfüllt, alle privaten und alle öffentlichen Aufgaben so weit erledigt, dass wir es uns leisten können, die große kostspielige Leistungsreserve „vorzuhalten“? Von den anderen sozialen und persönlichen Nöten der Massenarbeitslosigkeit ganz zu schweigen.

Weder bei uns und erst recht nicht in den Entwicklungsländern ist der private Bedarf schon hinreichend gedeckt – der öffentliche schon gar nicht. Allein zur Rettung und Wiederherstellung der Umwelt besteht riesenhafter Leistungsbedarf. Die sonst so nützliche und segensreiche Marktwirtschaft, hier versagt sie bei einer elementaren Marktfunktion: Das massenhafte Leistungsangebot der Millionen von Arbeitslosen in aller Welt und der ebenso massenhafte private

und öffentliche Bedarf an Leistung kommen nicht miteinander ins Geschäft. Es scheint sogar, als stünde eine geradezu geheimnisvolle Macht zwischen ihnen und hielte sie auseinander.

2.2 Kein Einkommen aus Arbeit für Bedürftige

Wieso finden das massenhafte Leistungsangebot und der massenhafte Leistungsbedarf nicht zueinander und zum Austausch? Ganz einfach: Weil es am Tauschmittel fehlt, ohne das sie nicht ins Geschäft kommen. Es fehlt an Geld – jedenfalls bei denen, die erst durch ihre Arbeitsleistung an Geld herankommen können.

Dort, wo bei uns und andernorts privater und öffentlicher Bedarf besteht, fehlt es an Geld, so dass aus dem Bedarf an Leistung keine Nachfrage nach Leistung werden kann. Denn Nachfrage entsteht nicht schon aus Bedarf, sondern erst, wenn der Bedürftige Geld hat, um zu bezahlen, was er braucht. Weil die Bedürftigen kein Geld haben, wird ihr Bedarf nicht nur Nachfrage, und weil ihr Bedarf nicht zur Nachfrage wird, können sie ihr eigenes Leistungsangebot nicht loswerden. Sie kommen mit ihresgleichen nicht ins Geschäft, weil der Vermittler, weil das Tauschmittel, weil das Geld bei ihnen fehlt. So bleiben die Bedürftigen, was sie sind: Bedürftige ohne Arbeitseinkommen, die Leistung deshalb anbieten und Bedarf haben, aber wegen Fehlens des monetären Tauschmittlers daran gehindert sind, ihren eigenen Bedarf mit ihrem eigenen Angebot ins Geschäft zu bringen und auf diesem Wege zu befriedigen.

Aber nicht alle sind ohne Geld und ohne Einkommen: Während es Millionen von Menschen gibt, die arbeiten wollen, um ihren Bedarf decken zu können, gibt es andere Menschen, die haben schon Geld und brauchen nicht einmal zu arbeiten, um an weiteres Einkommen heranzukommen.

2.3 Einkommen ohne Arbeit für Nichtbedürftige

Wir sahen: Den Bedürftigen fehlt das Geld, um mit sich selbst, nämlich mit dem Leistungsan-

gebot von ihresgleichen ins Geschäft zu kommen. Es fehlt jedoch nicht schlechthin an Geld. Es gibt nicht etwa insgesamt zu wenig davon. Im Gegenteil: Während die Wirtschaft stagniert, der Beschäftigungsbereich lahmt und das Bruttozialprodukt stillsteht oder abnimmt, tut sich etwas im monetären Bereich, im Bankensektor! Die Zinserträge und die Zinsaufwendungen der Banken sind vor allem in der letzten Zeit schneller und kräftiger gestiegen als die Löhne, schneller als die Arbeitslosenzahlen und schneller als irgend eine andere signifikante volkswirtschaftliche Strömungsgröße. Gelder sind also da und sie sind auch unterwegs. Aber die Kassen, in die die Zinsen strömen, scheinen nicht die zu sein, deren Besitzer Geld bräuchten, um mit seiner Hilfe ihren Bedarf mit ihrem Leistungsangebot ins Geschäft zu bringen.

Irgendwo müssen die rapide anschwellenden Zinsströme bei uns und andernorts ja doch wohl fließen. Wohin? Ganz einfach: Die Zinsen strömen in die Kassen jener Leute, die Geld verleihen. Und wer verleiht Geld? Ganz einfach: Wer Geld übrig hat. Die Zinsen also fließen zu denen hin, die Geld übrig haben, das sie anlegen können. Wer Geld übrig hat, hat seinen Bedarf so weit gedeckt, dass ihm Zinsen und Renditen lieber sind als die Befriedigung weiterer anderer Wünsche. Wir können, etwas vereinfacht, diese Menschen im Vergleich mit denen, die nicht einmal Arbeit finden, um ihren Grundbedarf selbst decken zu können, als „Nichtbedürftige“ bezeichnen. Sie haben Einkommen ohne Arbeit: Jenen „Bedürftigen ohne Arbeitseinkommen“, von denen oben die Rede war, stehen hier also gegenüber „Nichtbedürftige mit arbeitslosen Einkommen“. Allem Anschein fehlt das Einkommen, das diese Nichtbedürftigen ohne Arbeit einstreichen, als Geld genau dort, wo es gebraucht würde, um durch Leistungsaustausch zu Einkommen aus Arbeit zu kommen.

2.4 Geldströme auf Umwegen durch falsche Kassen

Die Geldströme, die in Form von Zinsen in die „vollen Kassen ohne Bedarf“ fließen, bleiben dort freilich nicht liegen, sondern werden wieder

„angelegt“, also anderen zugeführt, die Geld brauchen. So kommt das Geld doch wieder zurück in die Wirtschaft: in den „realwirtschaftlichen“ und in den „Beschäftigungsbereich“, wo es dann wieder dazu dienen kann zwischen Leistung und Bedarf zu vermitteln. Also – könnte man meinen – ist doch alles in bester Ordnung!

Es ist nicht in bester Ordnung. Das Geld, das in Form von Zinsen und Renditen erst einmal in die „vollen Kassen ohne Bedarf“ fließt, bevor es wieder in „leere Kassen mit Bedarf“ geleitet wird, strömt auf Umwegen, und zwar auf sehr kostspieligen Umwegen. Denn jede Rückführung der Gelder zum Bedarf hin kostet den Zins, und diesen Zins muss der aufbringen, der bei andauerndem Bedarf ohnehin zu wenig Geld hatte. Man kann daher sagen: Das Geld, das in Form von Zinsen durch die „vollen Kassen ohne Bedarf“ strömt, befindet sich auf einem Umweg durch die falschen Kassen – „falsch“ insofern, als es durch Hände geht, die es gar nicht für die Vermittlung und den Austausch von Leistung und Gegenleistung benötigen.

2.5 Roboterrenditen verdrängen Arbeitslöhne

Was hat denn all das Gerede von Geld, das auf Umwegen und durch die falschen Kassen strömt, mit den wirklichen Ursachen der Arbeitslosigkeit zu tun? Lenke ich nicht vom Problem ab, wenn ich gewissermaßen in monetäre Gefilde fliehe? Sind es nicht vielmehr die Automaten und Roboter, die den Menschen vom Arbeitsplatz verdrängen? In der Tat: Arbeitsplätze werden weg-rationalisiert und wegroboterisiert. Doch der Einsatz der Roboter wäre in Bezug auf das Beschäftigungsproblem viel harmloser, ja willkommener, wenn das, was die Automaten und Roboter erarbeiten, vom Unternehmer und von den Arbeitnehmern untereinander aufgeteilt werden könnte, so dass sie beide mit weniger Aufwand, also etwa unter Verkürzung der Arbeitszeit, produzieren könnten. Das eigentliche Problem der Rationalisierung, Automatisierung und Roboterisierung liegt nicht darin, dass im Unternehmen mit weniger Arbeit mehr produziert werden kann,

sondern darin, dass, wo vorher Arbeitslöhne an bedarfsreiche Arbeitnehmer gezahlt wurden, nachher Roboterrenditen an Kapitalgeber fließen, die Geld anlegen konnten, weil sie es übrig hatten.

Wir haben es also auch hier, wo Roboterrenditen Arbeitslöhne verdrängen, mit dem gleichen Befund zu tun, dass Zinsen und Renditen auf Umwegen durch die falschen Kassen fließen. Ob wir wollen oder nicht: Auch der Blick auf die handfeste wirtschaftliche Wirklichkeit mit Rationalisierung, Automatisierung und vor allem Roboterisierung wird am Ende wieder zurückgelenkt in den monetären Bereich.

2.6 Das monetäre Recyclingproblem

Man kann das Problem der Ströme und Renditen, die immer wieder in die Kassen fließen, die schon vorher voll waren, und in die Kassen zurückgeleitet werden müssen, die bei andauerndem Bedarf leer sind, mit dem Stichwort „Recycling“ bezeichnen. Die Technik dieses Recycling ist die Geldanlage: insbesondere der Kredit. Die Gelder, die in Form von Krediten aus dem monetären Bereich in die Wirtschaft zurückgereicht werden, können nun entweder an Konsumenten ausgeliehen werden oder an Investoren: Konsumentenkredit oder Investitionskredit.

Doch das Recycling über Konsumentenkredite stößt schnell an absolute Grenzen: Wer schon auf Kredit leben muss, hat ohnehin kein Geld und wird durch die Zinsen für den Kredit so belastet, dass er nur so viel Kredit aufnehmen kann, wie er zu verzinsen im Stande ist.

Wohin also mit den anschwellenden Geldströmen, die in die vollen Kassen ohne Bedarf fließen, wenn der Recycling-Kanal der Konsumentenkredite sehr schnell verstopft ist? In den Kanal der Investitionskredite, denn bei unternehmerischen Investitionen kann Gewinn erwirtschaftet und es können daher aus den Gewinnen auch die Zinsen gezahlt werden, die bei dem Recycling anfallen. Doch die Benutzung genau dieses Recycling-Kanals zeitigt Folgen, die auf lange Sicht nicht tragbar sind: Investieren läuft auf Wirtschaftswachstum hinaus.

2.7 Wachstumszwang

Wir haben gesehen: Zinsen und Renditen strömen in Kassen, von denen aus sie wieder Anlagen suchen, weil es sich typischerweise um Geld handelt, das sein Eigentümer übrig hat. Langfristig steht für diese Anlage nur der Recycling-Kanal der Investitionskredite zur Verfügung, weil nur bei rentierlichen Investitionen die Recyclingkosten auf die Dauer aufgebracht werden können. Also muss das Recycling der anschwellenden Zinsströme in die Investitionen gehen. Also „muss“ unsere Wirtschaft wachsen. Damit sind wir beim „Wachstumszwang“ angelangt: Nur wenn die Wirtschaft in dem Maße wächst, wie Gelder aus Kassen ohne Bedarf in Kassen mit Investitionsbedarf zurückgeführt werden müssen, können die Gelder, die als Zinsen in den unproduktiven monetären Bereich abfließen, wieder im realwirtschaftlichen Bereich ihre Aufgaben erfüllen. So hängen auf eine recht einfache und verständliche Weise Arbeitslosigkeit, Wachstumszwang und Zins miteinander zusammen.

Warum also „muss“ die Wirtschaft wachsen? Weil die Leute, die über volle Kassen mit viel Geld verfügen, typischerweise keinen Bedarf mehr haben außer dem einen dringenden Verlangen, dass ihr Geld sich durch Zins vermehre, wenn sie es der Wirtschaft zu Tauschzwecken wieder zurückgeben. Es ist also jedenfalls zur Zeit nicht so, dass unsere Wirtschaft auf Kosten der Umwelt wächst, weil wir unsere Bedürfnisse ins Unendliche verfeinern und vervielfältigen. So sehen es zwar die Moralisten gern, die uns Enthaltensamkeit predigen wollen und ihre Stunde gekommen sehen. Doch mit solcher Moral stellt man sich nur selbst den Blick darauf, dass es gerade umgekehrt ist: Weil die Leute mit vollen Kassen keinen vernünftigen Bedarf außer dem Verlangen nach Geldvermehrung mehr haben, deshalb steht ihr Geld der Wirtschaft nur zur Verfügung, wenn es sich dabei vermehrt, also wenn es investiert wird und die Wirtschaft durch die Investitionen wächst.

Auf die Dauer werden wir mit außer Kontrolle geratenen Bedürfnissen sicher unsere Probleme bekommen, vor allem in einer zunehmend robo-

terisierten Welt. Aber der derzeitige „Wachstumszwang“ rührt gerade nicht vom Übermaß an Konsumbedürfnissen, sondern von der abstrakten Lust zur Vermehrung von Geld, Vermögen und Macht.

2.8 Übermäßiger Rentabilitätsdruck

Obwohl Arbeitsplätze in Fabrikhallen an Maschinen leer stehen, müssen zur Zeit neue geschaffen werden, wenn die Beschäftigung zunehmen soll. Denn nur „rentable“ Arbeitsplätze bleiben besetzt. Eine Investition rentiert sich, wenn sie, sehr vereinfacht ausgedrückt, dem Kapitalgeber wenigstens so viel einbringt, wie er bei einem einfachem Verleih seines Geldes bekommen könnte – wenn sie ihm also mindestens so viel einbringt wie der Geldzins.

So setzt der Geldzins eine Rentabilitätsschwelle für Produktivkapital. Eine Produktion, die diese Schwelle nicht überwindet, rentiert sich nicht. Sie kommt also gar nicht zustande. Arbeitsplätze, die sich bei geringem Zins noch „rentieren“ würden, entstehen nicht oder verschwinden.

Unternehmer und Arbeitnehmer – beide zusammen! – müssen also immer erst einmal so viel erarbeiten, dass der Kapitalgeber wenigstens seinen Zins oder eine entsprechende Rendite bekommt. Unternehmer oder Arbeitnehmer sitzen dabei im gleichen Boot: Sie, die Produzenten, können ihre erste deutsche Mark erst verdienen, wenn sie vorher das erarbeitet haben, was sie dem dritten im Bunde, dem Kapitalgeber, schulden, und das ist, wiederum vereinfacht ausgedrückt, mindestens der Zins.

Selbst wenn also Unternehmer und Arbeitnehmer – beide zusammen! – ihren Stress leid wären und sich entschlossen, etwas weniger hektisch, dafür aber etwas menschlicher zu arbeiten und zu wirtschaften – sie könnten es nicht: Der Druck, immer zuerst einmal die Renditeforderungen des Kapitalgebers zu befriedigen, bevor sie selbst etwas übrig behalten, hält sie auf Trab. Sie können ihren eigenen Bedarf erst befriedigen, wenn sie das Kapital bedient haben mit Zinsen oder Renditen, die zu Leuten hinfließen, die so wenig Bedarf haben, dass sie

Geld übrig haben und anlegen können. So halten die reichen Nichtbedürftigen die Unternehmer, Arbeitnehmer und Angestellten auf Trab: nicht um der Befriedigung irgendwelcher noch sinnvoller Bedürfnisse, sondern um der Kapitalvermehrung willen. Deshalb dient die Wirtschaft immer weniger dem Zweck, zu dem sie eigentlich da ist: Bedarfsdeckung. Deshalb dient die Wirtschaft immer mehr nur noch dem Verlangen von Kapitalgebern nach Rendite.

So stehen also Unternehmer und Arbeitnehmer – beide im selben Boot! – unter übermäßigem Rentabilitätsdruck. Sie müssen nicht nur sparsam wirtschaften, wozu sie immer motiviert sind, wenn sie die Folgen von Misswirtschaft selbst zu tragen haben. Sie müssen vielmehr so hart arbeiten und andere Lebenszwecke so weit zurückstellen, dass sie nicht nur selbst davon leben, sondern immer vorweg ihre Pflichten gegenüber dem Kapital erfüllen können, und zwar bei Strafe des Konkurses und der Arbeitslosigkeit. So stehen Unternehmer, Arbeiter und Angestellte – alle Produzenten zusammen – unter dem ständigen Druck überzogener Rentabilitätsansprüche: ein Druck, der sich auf die menschlichen Beziehungen verheerend auswirkt, wenn im brutalen Wettbewerb ums ökonomische Überleben gekämpft wird.

2.9 Umweltzerstörung

Der übermäßige Rentabilitätsdruck erschwert es auch, dass in Unternehmen andere Gesichtspunkte als die des Profits eine Chance haben, berücksichtigt zu werden: Menschlichkeit und gesunde Umwelt, ganz abgesehen von dem Umweltschädigungsdruck, der von dem erwähnten Wachstumszwang ausgeht. Wer etwas für die Umwelt tun will, muss zur Zeit gegen diesen doppelten kräftigen Strom anschwimmen: gegen den Wachstumszwang und gegen den übermäßigen Rentabilitätsdruck. Kein Wunder, dass die Umwelt dabei schlecht wegkommt.

2.10 Verschlimmerung des Recyclingproblems durch die Kosten seiner „Lösung“

Bei alledem haben wir es mit einem verhängnisvollen, sich selbst verstärkenden und verschlimmernden Zusammenhang zu tun: mit einer positiven Rückkopplung, die auf die Dauer zu Krisen führen muss: Jedes Mal, wenn die Gelder aus den „vollen Kassen ohne Bedarf“ in die „leeren Kassen mit Bedarf“ zurückgeleitet werden, kostet das die „leeren Kassen“ Zins. Der Zins stellt die Kosten des Recyclings der Gelder aus den vollen in die leeren Kassen dar. Aber eben dieser Zins macht die vollen Kassen noch voller und den Geldmangel bei den Bedürftigen mit den leeren Kassen noch größer. So wird das Problem, das mit dem Recycling durch Kredit „gelöst“ wird, mit jedem Recycling nur noch schlimmer. Und wie bei den Zinseszinsen fängt alles ganz langsam und harmlos an. Man merkt es gar nicht. Doch dann geht es immer schneller. Alle merken dann die Wirkungen und spüren sie als Krise. Aber die Ökonomen sehen es anders. Für sie ist der Zins in diesem Sinne und mit diesen Folgen im Grunde kein Problem.

2.11 Der Zins des Geldes – des Pudels Kern?

Woher kommt der Wachstumszwang? Das haben wir gesehen: vom Zins des Geldes. Woher kommt der übermäßige Rentabilitätsdruck? Auch das haben wir gesehen: vom Zins des Geldes. Der Zins des Geldes also führt uns zur Ursache unserer Probleme.

Wie denn: Der Zins soll nicht selber die Ursache sein, sondern seinerseits wieder Symptom und Folge? Jawohl! Der Zins ist selbst nur die Folge von ganz bestimmten Eigenschaften des Geldes: Der Zins (im Sinne des positiven Ertrages einer Geldanlage) hat seine Ursache in der Struktur und Eigenschaft unseres Geldes, das ein „Geld mit Mehrwert“ ist.

3 Der Mehrwert des Geldes

3.1 Der verhängnisvolle Irrtum von Karl Marx

Ich habe soeben vom „Mehrwert“ gesprochen und damit an einen Sprachgebrauch angeknüpft, der Beziehungen zur Mehrwertlehre von Karl Marx herstellt. Es geht in der Tat um den gleichen Stein des Anstoßes. Aber meine Analyse ist im entscheidenden Punkt der von Karl Marx genau entgegengesetzt. Karl Marx und Pierre Joseph Proudhon haben sich seinerzeit über Ursache und Herkunft des „Mehrwertes“ gestritten, und heute lässt sich zuverlässig sagen: In diesem Streit war nicht Karl Marx, sondern Proudhon auf der richtigen Fährte. Was ist damit gemeint?

Für Karl Marx ist der Mehrwert das Ergebnis eines ausbeuterischen Produktionsprozesses und hat gerade nichts zu tun mit besonderen Eigenschaften des Geldes und dem Zins, der für Geld gezahlt wird. Für Proudhon dagegen hängt der Zins mit Eigenschaften des Geldes zusammen, und Produktionsmittel werfen nur deshalb eine Rendite ab, weil ein Unternehmer, der Kapital braucht, es vom Kapitalgeber nur bekommt, wenn er diesem als Rendite wenigstens so viel zahlt, wie der Kapitalgeber in jedem Falle Zins bekäme, wenn er sein Geld verleiht.

Auf kurze Formeln gebracht: Marx hing dem Irrtum an, dass Geld Zins bringt, weil Produktionskapital sich rentiert. Richtig ist dagegen, dass die (vermehrten) Produktionsmittel sich auf lange Sicht nur deshalb rentieren, weil Geld sich verzinst. Könnte sich nämlich der Unternehmer zinslos Geld besorgen, dann würde er sich die Produktionsmittel selbst kaufen und wäre nicht so dumm, für die Überlassung von Produktionsmitteln an irgendeinen Kapitalgeber Renditen zu zahlen. (Es geht hier nur um den Zinsanteil in Renditen, nicht um etwaige, wohlverdiente Risikoprämien.)

Karl Marx hat sich geirrt, also die Ursache der Probleme, mit denen er sich herumschlug, an der falschen Stelle gesucht und verortet. Verheerend jedoch hat sich erst die Praxis ausgewirkt, die auf diesem Irrtum fußte, und dass Scharen von sozialkritischen Ökonomen Marx in diesem Irr-

tum willig gefolgt sind. Auch bei anderen heutigen Fachökonomen findet man, wenn es nicht um abstrakte theoretische Erkenntnisse und Formeln, sondern um die anschauliche Vorstellung von Zusammenhängen geht, häufig die diffuse Ineinssetzung von Zinsen und Renditen bei Überlegungen, wie wir sie hier anstellen. Die falsche Vorstellung, dass der Zins eine Folge vom rentablen Umgang mit Produktionsmitteln sei, sitzt uns gewissermaßen wider besseres theoretisches Wissen zu tief im Gehirn, als dass wir uns den richtigen, umgekehrten Zusammenhang schon anschaulich vorstellen können. Und doch müssen wir es endlich begreifen, einsehen und veranschaulichen: Produktionsmittel, die entstehen sollen, müssen sich immer nur ungefähr so sehr rentieren, wie Geld Zins bringt.

3.2 Der Zins als „Pachtzins“ für den Jokervorteil von Geld

Wenn also nach allem unsere Probleme zu einem großen Teil auf den Zins des Geldes zurückzuführen sind – worauf ist dann der Zins des Geldes zurückzuführen? Wenn Geld ein so besonderer Tauschgegenstand ist, dass man bereitwillig Zins zahlt für die vorübergehende Überlassung von Geld, dann bietet das Geld offenbar während der Zeit, während derer man es hat (und während derer der andere darauf verzichtet), geldwerte Vorteile. Wir müssen also diejenigen geldwerten Vorteile des Geldes in der Kasse herausfinden und beschreiben, für die der Kreditnehmer Zins zu zahlen bereit ist und die letztlich zur Folge haben, dass ein Kapitalgeber Produktionsmittel Unternehmern nur zur Verfügung stellt, wenn auch er eine entsprechende Rendite erhält. Was also zeichnet das Geld gegenüber allen anderen Tauschobjekten aus?

Ganz einfach: Das Geld ist der Joker unter den Tauschobjekten, die auf dem Markt gehandelt werden. Das Geld unterscheidet sich von anderen konkreten und bestimmten Waren, Dienstleistungen und Risikobereitschaften, die die Wirtschaftssubjekte austauschen – ganz ähnlich wie der Joker, der im Kartenspiel alle anderen Karten vertreten kann, sich von den bestimmten Karten, und seien sie noch so gut, unterscheidet.

Für bestimmte Tauschobjekte braucht man ganz bestimmte Tauschpartner an ganz bestimmten Orten und zu ganz bestimmten Zeiten; Geld kann aber jedermann an jedem Ort zu jeder Zeit gebrauchen.

Es sind diese Jokervorteile des Tauschmittels Geld, die geldwert sind: Sie bieten dem Gelddesitzer Beweglichkeit, Chancen und Sicherheit, so dass er bereit ist, für die Überlassung des monetären Jokers „Geld“ den Zins zu zahlen – so wie der Geldgeber nur bereit ist, auf die geldwerten Jokervorteile seines Geldes zu verzichten, wenn man sie ihm für die Zeit des Verzichtes vergütet.

In der ökonomischen Theorie laufen die geldwerten Vorteile des Geldes in der Kasse, die ich hier „Jokervorteile des Geldes“ nenne, unter dem Stichwort „Liquidität“. Man spricht von der „Neigung der Wirtschaftssubjekte zur Liquidität“ und von den Vorteilen, die liquide Mittel in der „Transaktionskasse“, „Spekulationskasse“ und „Vorsichtskasse“ bieten. Insofern deckt sich meine Jokertheorie des Zinses mit der heute praktisch unbestrittenen Einsicht, dass der Zins als Liquiditätsverzichtsprämie gedeutet werden muss (soweit er Preis für die Überlassung von Kapital und nicht etwa Inflationsausgleich oder Risiko-prämie ist).

Die Jokervorteile des Geldes lassen das Geld erst zu dem werden, was es ist: Zum idealen Tausch-, Zahlungs- und Zirkulationsmittel der Volkswirtschaft. Aber an diesen segensreichen Eigenschaften des Geldes hängt der Zins und am Zins die verhängnisvollen Folgen, von denen bisher die Rede war.

Man kann sich übrigens den Zins in seiner Eigenschaft als Preis für den Jokervorteil des Geldes am besten vorstellen, wenn man zur Veranschaulichung des Vorgangs einmal nicht von „Kredit“ und auch nicht von „Geldverleih“ spricht, sondern sagt: Der Geldgeber kann die Jokervorteile des Geldes in der Kasse „in Natur“ genießen, indem er „Kasse hält“ zu Transaktionskostenzwecken, zu Spekulationszwecken oder zu Vorsichtszwecken. Oder aber er kann diese Vorteile an einen Kreditnehmer „verpachten“ und für die Dauer des Kredites eine Vergütung für die zeitweilige Überlassung des Pachtgutes

„Liquidität“ verlangen. Der Zins erscheint dann als „Pachtzins“ für den Jokervorteil von Geld, und das bringt die Zusammenhänge endlich richtig zur Vorstellung – auch, dass der Wert des Geldes beim „Verpächter“ verbleibt.

3.3 Volkswirtschaftliche Fehlallokationen

Wer seinen Bedarf im wesentlichen befriedigt, aber noch Geld in der Kasse hat, der braucht sein Geld nicht mehr zur Befriedigung seiner Bedürfnisse auszugeben, sondern der kann die Jokervorteile seines übrigen Geldes verpachten und auf diese Weise sein Geld nutzen, ohne auszugeben. Das hat zur Folge, dass das Geld für die Wohlhabenden, die es übrig haben, mehr Wert ist als für die anderen, die zu wenig davon haben. Geld hat einen „Mehrwert“ für die Wohlhabenden, die es anlegen können. Der monetäre Pachtzins, der dann von dem Kreditnehmer gezahlt werden muss, fließt in Kassen, wo das Geld wiederum typischerweise nicht einem Bedarf zu Nachfrage verhilft, sondern neue rentierliche Anlagen sucht. Das aber war der verhängnisvolle Umweg, auf dem die Gelder in unserer Volkswirtschaft laufen. Insofern bewirken die Jokervorteile des Geldes Zinsströme, die als „volkswirtschaftliche Fehlallokationen“ zu Buche schlagen, nämlich funktionsfähig durch Kassen ohne Bedarf fließen.

3.4 Verfassungswidrige Umverteilung von unten nach oben

Da die Zinsströme typischerweise aus den leeren Kassen mit Bedarf in die vollen Kassen ohne Bedarf, also auch von den Bedürftigen zu den weniger Bedürftigen hinfließen, handelt es sich um eine geldordnungsbedingte Umverteilung von unten nach oben, die als solche weder mit dem Gleichheitssatz des Art. 3 Abs. 1 GG verträglich ist noch mit dem Prinzip sozialer Rechtstaatlichkeit.

3.5 Institutionelle Spuren des überlieferten Geldwesens

Wenn das Geld den Wohlhabenden eine im Durchschnitt bessere Chance im Tausch bietet als denjenigen, die nur ihre eigene Leistung zum Markte tragen, dann ist zu vermuten, dass sich Kapitalgeber bei Formen der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit Arbeitern jeweils bessere Spielregeln haben ausbedingen können, so dass man die Vorteile des Geldes wiederfinden müsste in vorteilhaften Positionen der Kapitalgeber in den Unternehmen – und tatsächlich sprechen die Entscheidungsrechte, die dem Kapitalgeber in Unternehmen zuzustehen pflegen, dafür, dass das Geldwesen hier seine Spuren hinterlassen hat bis hinein in die Strukturen von Unternehmensverfassungen.

3.6 Von der Symptomtherapie zur Behandlung der Ursachen

Es hat sich gezeigt: Entscheidende Probleme und Mängel unserer Volkswirtschaft lassen sich auf den Zins und dieser auf die Jokervorteile des Geldes zurückführen. Wenn man also die Probleme gründlich lösen und die Mängel nicht nur beim Symptom bekämpfen will, dann muss man auf die Jokervorteile des Geldes schauen und sehen, was sich dort, bei den Eigenschaften und der Struktur des Geldes machen lässt, um den verhängnisvollen Wirkungen beizukommen. Insofern brauchen wir „eine neue Geldordnung“ – mag deren Unterscheid zur heutigen auch nur gering sein.

4 Geld ohne Mehrwert

4.1 Die Ausgleichsabgabe zur Abschöpfung des Mehrwertes

Wenn man sich anschickt, unser Geldwesen so zu verändern, dass das Geld seine volkswirtschaftlichen Nachteile verliert, ohne seine Vorteile einzubüßen, scheidet eine scheinbar nahe liegende Lösung sofort aus: Es kann nicht darum gehen, dem Geld seine Liquidität, seine Jokervorteile zu nehmen. Was aber lässt sich denn dann noch tun?

Schaut man genauer hin, so treten die volkswirtschaftlichen Nachteile der Jokervorteile von Geld dadurch ein, dass dem Geldbesitzer zusätzlich zu dem Kaufkraftnennwert seines Geldes als monetäre Zugabe die wirtschaftlichen Vorteile der Liquidität in den Schoß fallen, ohne dass er dafür eine Gegenleistung zu erbringen hätte. So kommt es, dass er, wenn er die Jokervorteile seines Geldes „verpachtet“, ein Geschäft daraus machen kann. Dieses Geschäft wäre weniger lukrativ, wenn mit dem Geld nicht nur die Jokervorteile, sondern auch irgendwelche ökonomischen Nachteile verbunden wären, die die Jokervorteile kompensieren und aufzehren.

Dieser Gedanke ist nicht neu. Ich bewege mich damit nur auf den Spuren von John Maynard Keynes. Schon Keynes hat (ältere, etwas anders begründete Vorschläge aufgreifend) nicht nur erwogen, sondern sogar vorgeschlagen und geradezu empfohlen, Kassenhaltung mit so genannten „Durchhaltekosten“ (carrying costs) zu belasten – also eine Art Gebühr, Steuer oder Abgabe auf Kassenhaltung zu erheben. Dieser Vorschlag ist z. B. auch enthalten in dem berühmten „Keynes-Plan“ für den internationalen Währungsfond, der jedoch nur sehr verwässert und insbesondere ohne diese Durchhaltekosten auf Liquidität verwirklicht worden ist. Es gibt verschiedene monetäre Techniken, dem Geld „Durchhaltekosten“ im Keynes'schen Sinne anzuheften. Solche „Durchhaltekosten“ (oder moderner „Bestandhaltekosten“) für Liquidität haben sich im Mittelalter, etwa zur Zeit der Gotik, auch schon über mehr als 200 Jahre lang bewährt, ohne dass man freilich damals so recht wusste, warum die Wirtschaft so lange so gut funktionierte.

Die „Bestandhaltekosten auf Liquidität“ laufen darauf hinaus, dass die ökonomischen Vorteile der Jokerqualitäten von Geld durch die Abgabe kompensiert, also gewissermaßen abgeschöpft werden. Man kann deshalb von einer „Abschöpfung des Mehrwertes“ durch eine „Ausgleichsabgabe auf Liquidität“ sprechen. Wird der Mehrwert abgeschöpft, dann ist das Geld nicht mehr länger ein parteilicher Tauschmittler, der vor allem denjenigen Vorteile zuschiebt, die Geld übrig haben, sondern dann ist das Geld

endlich „neutrales Geld“ im Sinne des monetären Ideals, mit dem die Ökonomen sich seit den 1930er Jahren unter dem Stichwort des „neutralen Geldes“ befassen.

4.2 Die Auswirkungen von „Geld ohne Mehrwert“

(a) Wirtschaft: Geld ohne Mehrwert oder „neutrales Geld“ zeitigt nicht jene volkswirtschaftlichen Fehlallokationen, leitet also keine Geldkapitalerträge (und damit auch kaum Realkapitalerträge von vermehrbaren Realkapitalien) auf Umwegen über falsche Kassen. Also entschärfen sich auch Probleme der Verschuldung, der Arbeitslosigkeit und des Wachstumszwangs genau in dem Umfang, wie sie mit den Umwegen des Geldes über die falschen Kassen verbunden sind. Es steht auch nicht zu befürchten, dass weniger Geld für Investitionen zur Verfügung steht, wenn die Leute mit vollen Kassen ohne Bedarf nicht mehr wie bisher Bestandsvermehrung mit Hilfe von Zinsen und Renditen erwirtschaften können. Im Gegenteil: nach allen Regeln der Konjunkturtheorie kommen die Investitionen in Schwung, wenn die Zinsen sinken. Die Investoren kommen billiger an Geld heran, und sie können schneller Eigenkapital bilden. Beides sind Gesundheitsbedingungen der Wirtschaft. Gleichzeitig mit der Verminderung der Zinsströme aus den leeren Kassen in die vollen Kassen steht in den leeren Kassen mehr Geld dafür zur Verfügung, so dass vorhandener Bedarf mit vorhandenem Geld unterfüttert und dadurch zur Belebung der Wirtschaft, zunächst also auch zu Wirtschaftswachstum führen. Dieses Wachstum aber wäre nicht erzwungen durch Kapitalgeber, die ihr Geld nur zur Verfügung stellen, wenn sie dadurch „Mehrwert“ machen können, sondern dieses Wachstum wäre eine Folge echter Nachfrage nach Bedarfs- und Investitionsgütern.

(b) Umwelt: Ökologen mögen jetzt dazu neigen, meinem Konzept kritisch gegenüberzustehen, weil es verspricht, die Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Diese Sorgen sind jedoch fehl am Platze. Wir brauchen eine gesunde Wirtschaft, in der Investitionsmittel auch für weniger rentierliche Aufgaben, insbesondere für

die Umweltsanierung zur Verfügung stehen, in der alle durch ihre Leistung auf ihrem Platz dazu beitragen, dass diese Mittel reichlich vorhanden sind, und in der weder Unternehmer noch Arbeiter und Angestellte unter übermäßigem Rentabilitätsdruck sich für andere die Seele aus dem Leib schuften müssen. Wenn wir die Geldwirtschaft überhaupt beibehalten wollen, und dafür plädiere ich ganz entschieden, dann ist „neutrales Geld“ im Sinne von „Geld ohne Mehrwert“ die marktwirtschaftliche Bedingung dafür, dass wir in ein natürliches, gesundes Wachstum übergehen, und zwar insbesondere dadurch, dass sich die Nachfrage von Verschleißgütern auf Kostbarkeiten verlagert, in die die Wirtschaftssubjekte mit vollen Kassen ohne Bedarf ihre überschüssigen Gelder wertsicher anlegen können.

(c) Soziale Gerechtigkeit: Bedarf es noch weiterer Ausführungen dazu, dass Geld ohne Mehrwert mehr Gerechtigkeit in unser Gemeinwesen bringen wird? Dabei geht es nicht nur um mehr Gerechtigkeit im Sinne von sozialer Gleichheit, sondern zugleich und vor allem um Gerechtigkeit im Sinne von mehr Freiheit für Unternehmer, Arbeiter und Angestellte, kurz für alle, die etwas leisten wollen, um ihre eigenen Bedürfnisse und um die Bedürfnisse anderer zu befriedigen. Denn der Mehrwert des derzeitigen Geldes lastet auf allen, die in diesem Sinne etwas leisten, und er bringt nur denen Vorzüge, die eben dadurch Einkommen ohne Leistung einstreichen, dass die Geldordnung eine verkappte Subventionierung der Wohlhabenden durch die Produzenten und Konsumenten mit sich bringt.

(d) Kultur: Sie halten es wahrscheinlich für überzogen, wenn ich behaupte, dass unter den Bedingungen des Geldes ohne Mehrwert sogar die Kultur wieder eine bessere Chance habe. Doch eine einfache Überlegung kann plausibel machen, warum meine Erwartungen wahrscheinlich nicht falsch sind. Wenn heute jemand etwa 10.000 DM anlegen will und er steht vor er Wahl, ob er Aktien, Obligationen, eine Skulptur oder ein Ölgemälde kaufen will, dann wird er sich für die Skulptur oder das Ölgemälde nur entscheiden, wenn die zu erwartende Wertsteigerung dieser Kunstgegenstände mit der Rendite der anderen Anlagen mithalten und konkurrieren

kann. Kann aber der Anleger unter den Bedingungen eines Geldes ohne Mehrwert bei einer Anlage in Obligationen nur noch Bestandserhaltung, nicht auch noch Bestandsvermehrung durch Renditen erwarten, dann kann eine Skulptur oder ein Gemälde mit dieser Anlageform schon konkurrieren, wenn es wertständig zu sein verspricht. Wenn der Anleger dann auch noch bedenkt, dass man von einer Skulptur im Garten oder von einem Gemälde an der Wand obendrein mancherlei andere ästhetische Vorteile hat, die die Obligation im Safe nicht bietet, dann fällt die Entscheidung für die Skulptur oder das Gemälde viel leichter als unter den Bedingungen eines Geldes mit Mehrwert, bei dem Kunst mit Zins konkurrieren muss und in der Regel den unlauteren Wettbewerb mit den Jokervorteilen des Geldes verlieren muss.

4.3 Kein monetärer Monomanismus

Lassen sie mich bitte zum Schluss noch einem Einwand vorbeugen, den ich nun schon gewöhnt bin und daher voraussehe. Wenn jemand dahergelaufen kommt und behauptet, er könne viele Fliegen mit einer Klappe schlagen, nämlich eine ganze Reihe von entscheidenden Problemen mit einer einzigen Strategie wenn nicht lösen, so doch entschärfen, dann ist das höchst verdäch-

tig. Wir alle kennen jenen Typ von Weltverbesserer, der fest davon überzeugt ist, er könne die Glückseligkeit auf Erden herbeiführen, wenn man ihm nur zuhöre und seine Vorschläge befolge. Und – seien Sie ehrlich! – der eine oder andere von Ihnen hat während meines Vortrags selbst den leisen Verdacht geschöpft, ich sei so ein Typ. Ob dieser Verdacht zutrifft, müssen Sie selbst entscheiden; denn jeder, der so ein Typ ist, wird eine solche Qualifizierung ablehnen und dadurch nur den Verdacht bestärken.

Nur so viel kann ich Ihnen versichern: Auch ich pflege auf Monomanismen sehr, sehr skeptisch zu reagieren. Wenn ich trotzdem mit voller Absicht und vollem Bewusstsein bei meinem Thema viele Symptome auf eine Ursache zurückführe, so geschieht das, nachdem ich meine eigene Skepsis gegenüber meinem eigenen „Monomanismus“ dadurch besänftigt habe, dass ich mich um besonders gründliche Prüfung bemüht habe. Jedenfalls aber weiß ich auch, dass die Einführung eines „Geldes ohne Mehrwert“ gerade nicht auch schon das Paradies auf Erden und die Lösung aller erdenkbaren Probleme bringt. Wovon ich überzeugt bin, ist nur dies, dass Geld ohne Mehrwert uns helfen könnte, mit einigen der drängendsten unserer heutigen Probleme etwas besser fertig zu werden.

Ein Astrophysiker über die Dominanz des Geldes und der Finanzmärkte

„Ich glaube, dass die enorme Kapitalkonzentration in der Finanzwelt zu etwas führen wird, das wir in der Physik sehr gut kennen: Es gibt Parameter, wenn die einen kritischen Wert überschreiten, bricht das System zusammen. ... Solange ein System nur mit kleinen Ausschlägen nach oben und unten oszilliert, kann man immer noch regulierend eingreifen. Aber bei großen Ausschlägen wie im Crash von 2008 kann man nichts mehr stabilisieren. Weil nichts anderes mehr passiert, als dass Geld Geld erzeugt und wieder frisst. ... Die Dominanz des Geldes macht mich wahnsinnig. ... Solange mit Geld mehr Geld verdient werden kann als mit Arbeit, wird das alles immer schlimmer. ... Nehmen wir so etwas wie die Entstehung von Wolken, ein dynamisch stabiles System. Da kommt mal was, da geht mal was. Insgesamt stabile Strukturen. In solchen Systemen ist die Materie sehr gleichmäßig verteilt. ... Soweit die Physik – wenn ich auf die Finanzmärkte schaue, dann sehe ich alles, nur kein vernünftiges Gleichgewicht. Dort konzentriert sich Geld in einem unverantwortlichen Ausmaß.“

„Die Dominanz des Geldes macht mich wahnsinnig“ – Interview der Süddeutschen Zeitung mit dem Astrophysiker Prof. Dr. Harald Lesch am 30.1.2015, S. 21.